Lernweltforschung

Heide von Felden

Zeitdimensionen des Biographischen

Narrative Identität – Lern- und Bildungsprozesse – Dritte Lebensphase im Längsschnitt-Design

Springer VS

Lernweltforschung

Band 37

Reihe herausgegeben von

Heide von Felden, Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, Mainz, Deutschland

Rudolf Egger, Karl-Franzens-Universität Graz, Graz, Österreich

Ausrichtung und Zielsetzung Innerhalb der derzeit dominierenden gesellschaftlichen Entwicklungen wird der Stellenwert der individuellen Handlungsfähigkeit der sozialen Akteure in den Vordergrund gerückt. Schlagworte wie „Wissensgesellschaft“ oder „Civil Society“ weisen auf die zentrale Bedeutung von Lern- und Bildungsprozessen für die politische, ökonomische und kulturelle Entwicklung hin. Diese Entwicklung schlägt entsprechend auf die einzelnen Biografien durch. Mit dem in dieser Reihe entfalteten Programm der Lernweltforschung werden diesbezüglich die hier eingelagerten Vielschichtigkeiten und Eigenwilligkeiten, die überraschenden Umgestaltungen und Suchbewegungen von Subjekten in Lern- und Bildungsprojekten untersucht. Die hier sichtbar werdenden eigensinnigen Aneignungsprozesse werden innerhalb der je konkreten Situationen und Strukturen analysiert. Lernwelten werden dabei zumindest in einer doppelten Bedeutung sichtbar: Sie sind Rahmen und Rahmungen zugleich, Blick und Gegenblick, in denen Erfahrungen (im Rückgriff auf ein System von Regeln) bewertet, als Bestandteile der sozialen Welt durch subjektive Bedeutungszuweisung (re-)konstruiert werden, und in denen auch das „Aneignungssystem“ selbst und der Prozess der Erfahrungsaufschichtung zur Disposition stehen.

Weitere Bände in der Reihe https://link.springer.com/bookseries/12485

Heide von Felden

Zeitdimensionen des Biographischen

Narrative Identität – Lern- und Bildungsprozesse – Dritte Lebensphase im Längsschnitt-Design

Springer VS

Heide von Felden
Institut für Erziehungswissenschaft
Johannes-Gutenberg-Universität
Mainz, Deutschland

Gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) – Projektnummer 417578587

ISSN 2512-1081 ISSN 2512-109X (electronic)
Lernweltforschung
ISBN 978-3-658-35081-9 ISBN 978-3-658-35082-6 (eBook)
https://doi.org/10.1007/978-3-658-35082-6

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en), exklusiv lizenziert durch Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2021
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.
Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Stefanie Laux
Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.
Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung 1
Literatur 6

2 Biographie und Identität 7
2.1 Historisch- gesellschaftliche Entwicklungen von Biographie und Identität 7
2.1.1 Biographien als Ausdruck der historischen Entwicklung von Individualität 8
2.1.2 Zur Entwicklung der Identitätsforschung 13
2.1.3 Zur gesellschaftlichen Verortung von Identitäts- und Biographieforschung 20
2.2 Autobiographisches Erzählen und die Suche nach Identität 27
2.2.1 Selektives Vergegenwärtigen 28
2.2.2 Zum Zusammenhang von Erzählen, Erinnern, Erfahren 30
2.2.3 Zum Wirklichkeitsbezug 40
2.3 Paul Ricœur: Zeit und Erzählung, dreifache Mimesis und narrative Identität 47
2.3.1 Zeit und Erzählung 47
2.3.2 Die dreifache Mimesis 49
2.3.3 Narrative Identität 56
Literatur 64

3 Lernen und Bildung 71
3.1 Zu den Begriffen Lernen und Bildung 71
3.1.1 Lernen und Bildung in unterschiedlichen Diskursarenen 71

3.1.2 Lernen in sozialkonstruktivistischer und phänomenologischer Perspektive 79
3.1.3 Bildung in erziehungswissenschaftlicher, historisch-systematischer Perspektive 90
3.2 Kategorien des Lernens 103
3.2.1 Formales, non-formales und informelles Lernen 103
3.2.2 Kategorien aus Lerntheorien 108
3.2.3 Kategorien aus empirischen Untersuchungen im biographischen Zusammenhang 112
3.3 Bildungstheorie und Bildungsempirie 123
3.3.1 Zum Verhältnis von Bildungstheorie und Bildungsempirie 124
3.3.2 Transformationen 128
3.3.3 Aktuelle Diskussion des Verhältnisses von Bildungstheorie und Bildungsempirie 137
Literatur 141

4 Dritte Lebensphase und Lebenskunst 153
4.1 Dritte Lebensphase 153
4.1.1 Heterogenität im Erwachsenenalter der dritten Lebensphase und Forschungsansätze 154
4.1.2 Übergang in die nachberufliche Phase 157
4.1.3 Zur Bedeutung der Erwerbsarbeit in der bürgerlichen kapitalistischen Gesellschaft 160
4.2 Alter und Lernen 163
4.2.1 Forschungsstand zum Lernen im Alter 163
4.2.2 Zur Diskussion um die Lernfähigkeit im Alter 164
4.2.3 Arbeit, Leib und Endlichkeit als Dimensionen alternsspezifischen Lernens 167
4.3 Zum Konzept der Lebenskunst des Alters 169
4.3.1 Das Konzept der Lebenskunst 170
4.3.2 Lebenskunst trifft auf Neoliberalismus 178
4.3.3 Lebenskunst des Alters 181
Literatur 191

5 Methodologie und Methode 197
5.1 Zum Forschungsstand von Längsschnitt- Untersuchungen in der Bildungsforschung 197
5.1.1 Qualitative Längsschnitt-Studien in der Bildungsforschung 198

5.1.2 Wiedererzählungen in der Germanistik 200
5.1.3 Qualitativ-Rekonstruktive Längsschnitt-Studien in der Biographieforschung 201
5.2 Zur methodologischen Diskussion von Längsschnitt-Untersuchungen 203
5.2.1 Rekonstruktionsmethodologie und Kontinuität 204
5.2.2 Methodologische Grundlagen des narrationsstrukturellen Verfahrens 207
5.2.3 Differenzierung der Rekonstruktionsmethodologie 211
5.3 Methodische Umsetzung 214
5.3.1 Zur Erhebung der narrativen Interviews 216
5.3.2 Zur Auswertung anhand des narrationsstrukturellen Verfahrens 218
5.3.3 Modifizierung des narrationsstrukturellen Verfahrens 222
Literatur 226

6 Auswertung der Interviews 231
6.1 Wolfgang Timme: Vom Widerstand zur Versöhnung 233
6.1.1 Interview 2006 234
6.1.2 Interview 2017 254
6.1.3 Zusammenfassende Fallbeschreibung 277
6.2 Kurt Groscher: Einzelgänger und Bindung an Gott 278
6.2.1 Interview 2006 279
6.2.2 Interview 2017 304
6.2.3 Zusammenfassende Falldarstellung 322
6.3 Ilse Heberling: Vom Rand zur Mitte 323
6.3.1 Interview 2006 323
6.3.2 Interview 2017 344
6.3.3 Zusammenfassende Fallbeschreibung 366
6.4 Ellen Schneider: Suchen ohne anzukommen 367
6.4.1 Interview 2006 368
6.4.2 Interview 2017 392
6.4.3 Zusammenfassende Fallbeschreibung 406
6.5 Peter Thomann: Von der Zuversicht zur Burnout-Situation 406
6.5.1 Interview 2006 407
6.5.2 Interview 2017 426
6.5.3 Zusammenfassende Fallbeschreibung 450
Literatur 451

7 Ergebnisse 453
7.1 Identität, Lernen und Bildung, dritte Lebensphase 454
7.1.1 Identität 454
7.1.2 Lernen und Bildung 470
7.1.3 Dritte Lebensphase 489
7.2 Längsschnitt 500
7.2.1 Fälle mit signifikanten Veränderungen in den Haltungen der Personen 502
7.2.2 Fälle ohne signifikante Veränderungen in den Haltungen der Personen 506
7.2.3 Methodische Reflexionen 511
7.3 Zeitdimensionen des Biographischen 516
7.3.1 Subjektives Zeiterleben in gesellschaftlicher Zeitlichkeit 517
7.3.2 Biographische Zeitdimensionen als Konstruktionen des Erzählens 524
7.3.3 Historisch-gesellschaftliche Zeitdimensionen als Zeitdiagnose 534
Literatur 550

Einleitung

1

Die vorliegende Untersuchung ist überschrieben mit „Zeitdimensionen des Biographischen: Narrative Identität – Lern- und Bildungsprozesse – Dritte Lebensphase im Längsschnitt-Design“. In dieser Überschrift verbergen sich u. a. vier Zeitdimensionen. Narrative Identität verweist auf das Erzählen der eigenen Identität und damit auf ein Format, das Zeit beinhaltet. Lern- und Bildungsprozesse sind auf Abläufe, Veränderungen und nicht auf Ergebnisse ausgerichtet. Die dritte Lebensphase fokussiert ein höheres Erwachsenenalter, das mit dem Übergang in die nachberufliche Phase beginnt. Und der Längsschnitt ist eine Methode, Zeitdimensionen und Veränderungen durch die Erhebung z. B. von Interviews zu zwei oder mehr Zeitpunkten einzufangen. Damit sind nicht alle Zeitebenen des Biographischen erfasst, wie unsere Studie zeigen wird, aber diese Zeitdimensionen rahmen unsere Auseinandersetzung mit den Themen Identität, Lernen und Bildung sowie Alter.

Unsere Untersuchung ist in der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung angesiedelt, die sich vor allem für Identitäts-, Entwicklungs- und Veränderungsprozesse der Personen und Lern- und Bildungsprozesse interessiert. Unsere Untersuchung will zu weiteren Erkenntnissen auf diesem Gebiet beitragen und verfolgt das Ziel, die Zusammenhänge zwischen den Konstruktionen der eigenen Identität im Erzählen, Lern- und Bildungsprozessen, die anhand von Erzählstrukturen analysiert werden, dem Umgehen mit dem Alter, das in den Erzählungen mit Personen der dritten Lebensphase zum Ausdruck kommt sowie der Erfahrungsrekapitulation zu zwei verschiedenen Zeitpunkten mit unterschiedlicher Gegenwartsperspektive zu erhellen. Folgende Forschungsfrage leitet unsere Untersuchung: „Wie konstruieren Menschen auf dem Weg in und durch die dritte Lebensphase ihre Identität im Rahmen von biographisch-narrativen Interviews, die anhand von zwei Erhebungszeitpunkten im Abstand von 10 Jahren erhoben

© Der/die Autor(en), exklusiv lizenziert durch Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2021

H. von Felden, *Zeitdimensionen des Biographischen*, Lernweltforschung 37,
https://doi.org/10.1007/978-3-658-35082-6_1

wurden, und welche Lern- und Bildungsprozesse lassen sich anhand der Spezifik der Erzählstrukturen dabei herausarbeiten?“

Zum einen soll die Konstruktion der eigenen Identität im Sinne der narrativen Identität erfasst werden. Die Frage ist, mit welchen Haltungen gegenüber sich und der Welt die Interviewpersonen ihr eigenes biographisches Gewordensein und ihre Erfahrungen in der Interaktion mit anderen präsentieren. Wie kommt ihre biographische Identitätsarbeit in ihren Erzählungen zum Ausdruck? Zum zweiten sollen Prozesse der Veränderung und Entwicklung des Lernens und der Bildung im Rahmen biographischen Lernens herausgearbeitet werden. Welche Lern- und Bildungsprozesse lassen sich aus zwei unterschiedlichen Erfahrungsrekapitulationen erschließen und welche Bedeutung haben die Identitätskonstruktionen dabei? Zum dritten möchten wir herausfinden, wie Personen der dritten Lebensphase mit dem Alter(n) umgehen. Wie vereinbaren sie die Appelle, die in gesellschaftlichen Diskursen über leistungsfähige „junge Alte“ an sie gerichtet werden mit der Notwendigkeit, sich mit Endlichkeit auseinander zu setzen, und welche Rolle spielen Identitätskonstruktionen und Lernhaltungen dabei? Darüber hinaus interessiert uns, welche neuen Erkenntnisse aus der zweimaligen Erhebung der Lebensgeschichte für die thematischen Fragestellungen und für methodologisch-methodische Reflexionen resultieren.

Die Frage, die unsere Untersuchung in Hinsicht auf die methodische Umsetzung motiviert hat, ist, wie Prozesse und Veränderungen zu diesen Themen in der qualitativ-rekonstruktiven Forschung am besten erfasst werden können. In den letzten Jahren haben in der qualitativ-rekonstruktiven Bildungsforschung Forschungsgruppen vermehrt mit Studien im Längsschnitt-Design gearbeitet. Mit der Erhebung zu zwei oder mehreren Zeitpunkten sollen gezielt Prozesse der Veränderung oder Transformation eingefangen werden. Damit gehen Argumentationen einher, die die besondere Notwendigkeit von Längsschnittstudien hervorheben. Jochen Kade und Christiane Hof beginnen 2010 ihren Beitrag mit dem Satz: „Die erziehungswissenschaftliche Biographieforschung hat ein tiefgreifendes Zeitdefizit“ (Kade/Hof 2010, S. 145). Allerdings bescheinigen sie ihr einige Zeilen später „ein erhebliches Zeitpotential“ (ebd.), sodass es zunächst unverständlich ist, welche Funktion ein solcher Auftakt haben soll. Erst im Verlauf des Beitrages wird klar, dass sich die Autor*innen darum bemühen, die Notwendigkeit von Längsschnitt-Designs auch für die erziehungswissenschaftliche Biographieforschung auszuweisen. Daneben gibt es Positionen, die die Notwendigkeit von Längsschnitt-Studien mit methodologischen Argumenten begründen. Rolf-Torsten Kramer hat die These aufgestellt, dass rekonstruktive Forschung grundsätzlich eher auf Kontinuität als auf Transformation angelegt und

der Längsschnitt notwendig für die Erfassung von Veränderungen sei. Er argumentiert mit methodologischen Grundsätzen der Dokumentarischen Methode und der Objektiven Hermeneutik, bezieht sich aber nicht auf das narrationsstrukturelle Verfahren nach Schütze (vgl. Kramer 2020). Beide Positionen vertreten die Ansicht, dass Veränderungen allein durch Längsschnitt-Designs zum Ausdruck kommen können.

Wir arbeiten im Rahmen der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung seit Jahren mit dem narrationsstrukturellen Verfahren nach Fritz Schütze, das bereits genuin auf die Erarbeitung von Prozessen und damit auf Veränderungen abzielt. Obwohl wir mit der Auswertungsmethode gute Erfahrungen gemacht haben, halten wir es doch für spannend, eine Längsschnittstudie zu erstellen, um weitere Erkenntnisse zu gewinnen. Eine Verbindung der Verfahren erscheint uns als beste Möglichkeit. Zur Begründung soll die Spezifik der methodischen Verfahren dargestellt werden.

Das narrationsstrukturelle Verfahren wird im Rahmen der Biographieforschung vor allem dann eingesetzt, wenn es um die Analyse von narrativen Interviews geht, in denen die Interviewpersonen ihre Lebensgeschichte erzählen. Anhand dieser Lebensgeschichten lassen sich Prozesse identifizieren, die mit dem Verlauf des Lebens zu tun haben und durch die Konstruktion der Lebensgeschichte auch mit den Wahrnehmungen der Interviewpersonen. Biographien sind genuin auf Temporalität und Sozialität bezogen, weil sowohl der Lebensverlauf als auch das Erzählen von Lebensgeschichten Zeit und gesellschaftliche Implikationen transportieren. Diese genuine Zeitbezogenheit von Lebensgeschichten veranlasst Fritz Schütze dazu, Prozesse insbesondere anhand der Erzählstrukturen zu identifizieren und damit sein soziologisches Interesse an biographischen Veränderungen zu fundieren (vgl. Schütze 2016, S. 25 f.). Die Art und Weise, wie die Interviewpersonen erzählen, also in ihrer Lebensgeschichte einen Zusammenhang konstruieren, gibt Hinweise für die Forschenden. Folgende Fragen entstehen: Wie erzählen die Personen ihre Lebensgeschichte? Wie schaffen sie es, einen Zusammenhang zu kreieren und darin ihr Leben unterzubringen? Welche Ereignisse erwähnen sie? Woran erinnern sie sich? Auf welche Erfahrungen können sie bauen? Wie stellen sie sich selbst dar? Mit welcher Perspektive schauen sie in die Welt? Antworten auf diese Fragen setzen Erkenntnisse dazu frei, wie Personen ihr eigenes Gewordensein, sich selbst und ihre Identität in der Welt sehen, welche Orientierungen und Wertvorstellungen sie entwickeln, welche Entscheidungen mit welchen Begründungen sie treffen und wie sie handeln. Biographieforschung befasst sich also wesentlich mit der Identitätsentwicklung von Personen und trägt dazu bei, die Verschiedenheit der menschlichen Vorstellungen, Haltungen und

Aktivitäten kennenzulernen und besser zu verstehen. Und sie ermittelt auf diesem Wege Erkenntnisse über spezielle Fragestellungen, etwa über biographisches Lernen oder den Umgang mit dem Alter.

Während beim Erzählen von Lebensgeschichten Prozesse auf der Ebene von Rekapitulationen herausgearbeitet werden, gelangen Längsschnitt-Studien durch die Erhebung der Daten zu zwei oder mehr Zeitpunkten zu ihren Erkenntnissen. Hier spielt also der Zeitpunkt und der Zeitrahmen der Erhebung eine besondere Rolle und damit die Lebenssituation und die Perspektive, aus der die Interviewpersonen auf ihr Leben schauen. Der Lebensverlauf ist vorangeschritten, sodass nicht allein aus einer subjektiven Perspektive der selektiven Auswahl und in Erinnerungen Veränderungen des Lebens zum Ausdruck kommen, sondern durch die Bestandsaufnahme zu zwei (oder mehr) Zeitpunkten.

Unsere Untersuchung basiert auf der Grundlage von 15 narrativen Interviews, die in den Jahren 2006 und 2007 erhoben wurden. Im Jahr 2017 haben wir mit denselben Personen nochmals ein narratives Interview geführt. Zum einen verfügt unsere Untersuchung damit nach unserem Überblick als bisher einzige Studie über ein Längsschnitt-Design mit zwei narrativen Interviews, zum anderen ist keine Panelmortalität eingetreten. Für die Veröffentlichung haben wir fünf Fälle mit je zwei narrativen Interviews ausgewählt, die erstens das Alter zwischen 1939 und 1954 abbilden, zweitens maximale Kontrastierungen beinhalten, drittens eine adäquate Bandbreite an Bildungsvoraussetzungen und beruflichen Tätigkeiten aufweisen und viertens Frauen und Männer annähernd im gleichen Verhältnis präsentieren.

Wir haben uns dafür entschieden, beide Interviews eines Falles mit dem narrationsstrukturellen Verfahren nach Schütze auszuwerten. Das bedeutet, dass wir beide Interviews als aufeinander folgende Konstruktionen der Interviewpersonen betrachten, deren Rekapitulationen allerdings aus einer unterschiedlichen Gegenwartsperspektive erfolgen. Wir gehen von der Annahme aus, dass die beiden Interviews durch Interpretation der Erzählstrukturen aufeinander bezogen werden können, weil es sich um dieselbe Interviewperson handelt, die in der Form des narrativen Interviews über ihr Leben spricht. Der unterschiedlichen Gegenwartsperspektive durch die verschiedenen Erhebungszeitpunkte haben wir durch Analysen der jeweiligen Lebenssituationen, Interviewsituationen und Welt- und Selbsthaltungen der Interviewpersonen Rechnung getragen. Nach unserer Erfahrung ergänzen sich die methodischen Herangehensweisen sehr sinnvoll. Der Mehrwert in der methodischen Verbindung vom Längsschnitt-Design und dem narrationsstrukturellen Verfahren nach Schütze besteht darin, dass wir unterschiedliche Perspektiven auf Prozesse, Entwicklungen und Veränderungen unter den Aspekten unserer inhaltlichen Fragen richten und mit diesem methodischen

Vorgehen sehr differenziert beantworten und interessante Ergebnisse erzielen können.

Die vorliegende Arbeit gibt einen Einblick in unsere Forschungen. Nach dieser Einleitung werden im *zweiten Kapitel* „Biographie und Identität" historische Entwicklungen und systematische Zusammenhänge der Begriffe Biographie und Identität entfaltet. Besonderer Wert wird daraufgelegt, die Formate Biographie und Identität, die auf das Individuelle abheben, in den gesellschaftlichen Kontext einzuordnen und Individualisierung als Modus von Gesellschaftlichkeit zu verstehen. Der temporale Aspekt kommt durch den biographischen Bezug von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in der Dialektik von Erinnerung, Erfahrung und Erzählung sowie in der Herleitung der narrativen Identität nach Ricœur (1988, 1989, 1991, 1996) aus dem Zusammenhang von Zeit und Erzählung sowie Fiktionalität und Wirklichkeit zum Ausdruck. Das *dritte Kapitel* „Lernen und Bildung" gibt einen Überblick über die Grundlagen der Begriffe Lernen und Bildung, vor allem in Hinsicht auf längere Prozesse über die Lebenszeit. In Hinsicht auf Lernen werden unterschiedliche theoretische Ansätze vorgestellt, wobei besonderes Gewicht auf phänomenologische und sozialkonstruktivistische Lerntheorien gelegt wird. Zudem bieten ausgewählte Kategorien des Lernens die Möglichkeit, sie an die Interviews anzulegen, um Lernprozesse zu identifizieren. Der Begriff Bildung wird in seinen historisch-systematischen Entwicklungen dargelegt, in Hinsicht auf Bildungsprozesse als Transformationen diskutiert und insbesondere in der Verbindung von Bildungstheorie und Bildungsempirie beleuchtet. Im *vierten Kapitel* „Dritte Lebensphase und Lebenskunst" wird die theoretische soziologisch-gerontologische Diskussion um den Begriff Alter(n) vorgestellt. Die Phänomene des Alter(n)s werden vor allem anhand von differenzieller Alter(n)sforschung und gesellschaftlichen Alter(n)sbildern erfasst. Auch die Themen Übergang in die nachberufliche Phase und Lernen im Alter wird diskutiert. Zudem bietet das Konzept der Lebenskunst des Alters einen philosophisch-humanistischen Entwurf, um mit dem Alter(n) und mit Fragen der Endlichkeit umzugehen. Als Übergang vom theoretischen zum empirischen Teil werden im *fünften Kapitel* „Methodologie und Methode" der Forschungsstand zum Thema Längsschnitt-Studien und die methodologischen Herausforderungen mit dem Längsschnitt entfaltet. Zudem wird die methodische Umsetzung der Untersuchung anhand des narrationsstrukturellen Verfahrens sowie unserer Modifikationen daran erläutert. Das *sechste Kapitel* „Auswertungen der Interviews" versammelt die ausführlichen Analysen der jeweils zwei Interviews aller fünf Fälle sowie die zusammenfassenden Falldarstellungen. Schließlich erfolgt im *siebten Kapitel* „Ergebnisse" die Gesamtdarstellung der Ergebnisse. Hier werden Identitätskonstruktionen in diachroner und synchroner Perspektive sowie

unter dem Aspekt der Identitätsarbeit zusammengefasst. Danach werden die Vorstellungen der Interviewpersonen über Lernen und Bildung sowie die Forschungsperspektiven dazu verglichen und in dem Thema biographisches Lernen zusammengeführt. Der Umgang mit dem Übergang in die nachberufliche Phase, mit dem Lernen im Alter und mit dem Thema Endlichkeit anhand des Konzeptes der Lebenskunst des Alters bietet einen Überblick über den Umgang mit Alter(n). In Hinsicht auf den Längsschnitt stellen wir Fälle mit signifikanten Veränderungen und weniger signifikanten Veränderungen im Rahmen eines Gedankenexperiments vor und diskutieren die Ergebnisse anhand von methodischen Reflexionen. Darüber hinaus zeigen wir Zeitdimensionen des Biographischen als subjektives Zeiterleben in gesellschaftlicher Zeitlichkeit, als Konstruktionen des Erzählens und historisch-gesellschaftliche Zeitdimensionen als Zeitdiagnose. Schließlich fassen wir unsere Ergebnisse in neun Punkten nochmals kurz zusammen.

Wir danken der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), die das Projekt unter der Projektnummer 417578587 gefördert hat. Auch meiner Projektgruppe Maren Josefine Toepler, Katja Viel und Stefanie Pfisterer danke ich sehr für die gemeinsame Arbeit. Ein großer Dank für ihre Unterstützung gilt zudem meiner Familie Arnold von Felden sowie Johann, Bianca und Max Feodor von Felden. Diesen besonderen Menschen widme ich die Arbeit.

Literatur

Kade, J., & Hof, C. (2010). Die Zeit der (erziehungswissenschaftlichen) Biographieforschung. Theoretische, methodologische und empirische Aspekte ihrer Fortschreibung. In J. Ecarius & B. Schäffer (Hrsg.), *Typenbildung und Theoriegenerierung. Methoden und Methodologien qualitativer Biographie- und Bildungsforschung* (S. 145–167). Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.

Kramer, R.-T. (2020). Kontinuität oder Transformation? Methodologische Herausforderungen einer rekonstruktiven Längsschnitt-Forschung. In S. Thiersch (Hrsg.), *Qualitative Längsschnittforschung: Bestimmungen, Forschungspraxis und Reflexionen* (S. 109–126). Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.

Ricœur, P. (1988). *Zeit und Erzählung. Band I. Zeit und historische Erzählung*. München: Wilhelm Fink.

Ricœur, P. (1989). *Zeit und Erzählung. Band II. Zeit und literarische Erzählung.* München: Wilhelm Fink.

Ricœur, P. (1991). *Zeit und Erzählung. Band III. Die erzählte Zeit.* München: Wilhelm Fink.

Ricœur, P. (1996). *Das Selbst als ein Anderer*. München: Wilhelm Fink.

Schütze, F. (2016). Eine sehr persönlich generalisierte Sicht auf qualitative Sozialforschung. In W. Fiedler & H.-H. Krüger (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse Grundlagen der qualitativen Sozialforschung* (S. 21–53). Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.

Check for updates

Biographie und Identität

2

Das folgende Kapitel stellt die Begriffe Biographie und Identität in ihren historischen Entwicklungen, systematischen Zusammenhängen und ihren Erforschungen in unterschiedlichen Diskursarenen dar. Wesentliche Themen der Biographieforschung und der Identitätsforschung sollen diskutiert werden, um auf theoretischer Ebene Grundlagen zu erläutern, die an die empirische Forschung herangelegt werden können. Wir beginnen mit historischen und gesellschaftlichen Grundlagen, setzen uns dann mit autobiographischem Schreiben und der Suche nach Identität dabei auseinander und führen zum Schluss mit Paul Ricœur die Themen Zeit und Erzählen, die Frage des Wirklichkeitsbezugs von Fiktionalität anhand der dreifachen Mimesis sowie die narrative Identität zusammen. In unseren Ausführungen begleiten uns immer wieder Zeitdimensionen unterschiedlicher Art.

2.1 Historisch- gesellschaftliche Entwicklungen von Biographie und Identität

In diesem Kapitel soll es um historisch-gesellschaftliche Grundlagen von Biographie und Identität gehen. Biographie ist kein unhistorisches oder überzeitliches Format, sondern ist Ausdruck der historischen Entwicklung von Individualität. Autobiographisches Schreiben oder Erzählen von Menschen aller Stände setzt historisch mit der zunehmenden Unterschiedlichkeit der Lebensabläufe von Individuen ein, die im 18. Jahrhundert mit dem allmählichen Erstarken des Bürgertums datiert werden kann. Die Entwicklung des Formats Biographie lässt sich bis in die Gegenwart verfolgen. Die Frage nach der Identität von Personen setzt parallel dazu ein. Die Forschung zu Fragen der Identität erreicht in den 1960er Jahren einen Höhepunkt, weil es in dieser Zeit um theoretische

© Der/die Autor(en), exklusiv lizenziert durch Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2021

H. von Felden, *Zeitdimensionen des Biographischen*, Lernweltforschung 37,
https://doi.org/10.1007/978-3-658-35082-6_2

Subjektkonzeptionen geht und die Auseinandersetzung mit dem Begriff Identität dazu Vorarbeiten leistet. Insgesamt soll verdeutlicht werden, dass Identitäts- und Biographieforschung immer in gesellschaftliche Verortungen eingebettet ist und Individualisierung als Modus von Gesellschaftlichkeit zu verstehen ist.

2.1.1 Biographien als Ausdruck der historischen Entwicklung von Individualität

> „Intus, et in cute[1].
>
> Ich beginne ein Unternehmen, das ohne Beispiel ist und das niemand nachahmen wird. Ich will meinesgleichen einen Menschen in der ganzen Naturwahrheit zeigen, und dieser Mensch werde ich sein.
>
> Ich allein. Ich lese in meinem Herzen und kenne die Menschen. Ich bin nicht wie einer von denen geschaffen, die ich gesehen habe; ich wage sogar zu glauben, dass ich nicht wie einer der Lebenden gebildet bin. Wenn ich nicht besser bin, so bin ich wenigstens anders. Ob die Natur wohl oder übel daran tat, die Form zu zerstören, in die sie mich gegossen hatte, kann man erst beurteilen, nachdem man mich gelesen hat.
>
> Mag die Posaune des Jüngsten Gerichts wann immer erschallen, ich werde mit diesem Buch in der Hand mich vor den obersten Richter stellen. Ich werde laut sagen: ‚Sieh, so handelte ich, so dachte ich, so war ich! Ich habe das Gute und das Böse mit dem gleichen Freimut erzählt. Ich habe nichts Schlimmes verschwiegen, nichts Gutes hinzugefügt, und wenn es mir manchmal begegnete, daß ich einen bedeutungslosen Zierat verwandte, so geschah es nur, um eine Lücke zu füllen, die mir mangelnde Erinnerung verursachte. Ich habe als wahr das voraussetzen können, was, wie ich wußte, wahr sein konnte, nie das, was meines Wissens falsch war. Ich habe mein Inneres entblößt, so wie du selbst es gesehen hast. Ewiges Wesen, versammle um mich die unzählbare Schar meiner Mitmenschen; sie sollen meine Bekenntnisse hören, über meine Nichtswürdigkeit seufzen und über meine Nöte erröten. Jeder von ihnen enthülle seinerseits sein Herz mit der gleichen Aufrichtigkeit zu den Füßen deines Throns, und dann möge auch nur einer dir sagen, wenn er es wagt: Ich war besser als dieser Mensch da!‘“
>
> (Rousseau: Bekenntnisse 1780/87, 1978 ff., S. 9)

Jean-Jacques Rousseau schreibt seine Bekenntnisse und ist sich sicher, dass er die ganze „Naturwahrheit“ über sich selbst werde aufdecken können. Er bemüht sich zu versichern, dass er sein Leben ehrlich und aufrichtig schildern werde und dass am Schluss herauskomme, dass er ein guter Mensch gewesen sei. Rousseau

[1] „Innerlich, bis unter die Haut“. Damit drückt Rousseau seine Gewissheit aus, sich selbst zu kennen (vgl. Anhang zu Rousseau 1780/87, 1978 ff., S. 790).

schreibt die Bekenntnisse in den 1770er Jahren und befindet sich in einer besonderen Situation. Seit den Angriffen der katholischen Kirche, des französischen Parlaments und des Genfer Rats der Republik gegen die von ihm verfassten „Bekenntnisse des savoyischen Vikars“ im „Emile“ (Rousseau 1762/1779) und gegen den „Gesellschaftsvertrag“ (Rousseau 1761/1981) ist er ein Verfolgter, der nur in Neuchatel, einer preußischen Enklave, Zuflucht findet (vgl. Holmsten 1972, S. 124 ff.). Rousseau fühlt sich ungerecht behandelt und um seine Ehre gebracht. In dieser Situation erscheint es ihm als einzige Möglichkeit, alle Welt von seiner Unschuld zu überzeugen und sich zu rechtfertigen (vgl. von Felden 1997). Dabei geht er selbstverständlich davon aus, sich selbst genau zu kennen und die reine Wahrheit zu sagen. Insofern sei er besonders prädestiniert dazu, sich selbst zu vertreten und auch andere von seiner Unschuld und moralischen Unversehrtheit zu überzeugen. Diese Überzeugung, sich selbst genau durchschauen zu können, wird uns im Folgenden weiter beschäftigen. Einerseits ist es auch heute noch für viele nachvollziehbar, dass niemand einen Menschen besser kennt als der betreffende Mensch selbst, andererseits wartet die Forschung heute mit verschiedenen Ergebnissen auf, die die Überzeugung der vollständigen Selbsterkenntnis in Zweifel ziehen. Aber die Zuwendung zu sich selbst und die Suche nach sich selbst hat nicht nachgelassen, Selbstreflexionen stehen nach wie vor hoch im Kurs.

Eine solche Introspektion ist bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts eher unüblich. Bis dahin überwiegen biographische Zeugnisse oder Memoiren bedeutender Persönlichkeiten, die als politische oder kirchliche Vertreter ihren Status präsentieren, sich aber nicht als gewordene und individuelle Personen über sich selbst klarwerden wollen. Über einen historisch längeren Zeitraum, in dem im Zuge des Prozesses der Zivilisation Individualisierungen und Selbstbeobachtungen (vgl. Elias 1981/1982) zunehmen, entwickeln sich Formen der (Auto-)Biographie zu einem modernen Phänomen. Nach Alois Hahn (2000) taucht die Autobiographie im eigentlichen Sinne in Frankreich neben Jamerey-Duval bei Rousseau auf:

> „Beide sind zu Autobiographen geworden, weil ihre Geschichte in der Tat von einer historischen Kontingenz zeugt, die sie zu ihrer Zeit mit wenigen teilen. Der Sprung zwischen Herkunft und späterem Lebensschicksal und die auch später noch wirksame Distanz zur neuen Gruppe werfen den Autor auf sich selbst zurück, machen ihn sich selbst zum Rätsel und zum Gegenstand biographischer Reflexion. Man könnte von der Geburt der Autobiographie aus der Erfahrung der Selbstentfremdung sprechen“ (Hahn 2000, S. 111 f.).

Erfahrungen der Selbstentfremdung gründen in der Wahrnehmung von Kontingenzen des individuellen Daseins, das auch durch einen Wandel gesellschaftlich-historischer Umstände geprägt ist. Nach Hahn ist Rousseau auf sich selbst

zurückgeworfen, weil er einen nicht zu erwartenden Lebensweg eingeschlagen hat und durch bestimmte Umstände eine Distanz zwischen sich und anderen spürt. Sein Lebensweg unterscheidet sich von anderen und bietet einerseits mehr Möglichkeiten, andererseits mehr Entscheidungsnotwendigkeiten. Alois Hahn (2000) setzt den Beginn des modernen Phänomens der biographischen Selbstreflexion mit der explizit verzeitlichten Form der Selbstthematisierung an.

> „Die Verzeitlichung der Selbstdarstellung wird erst da zwingend, wo gleiche Gegenwarten der Endpunkt extrem verschiedener Vergangenheiten sein können, wo also die Gegenwart nicht mehr hinlänglich viel Vergangenheit transparent macht" (Hahn 2000, S. 107).

Die moderne Autobiographie ist also wesentlich durch die Notwendigkeit der Verzeitlichung der Selbstdarstellung entstanden. Sie setzt sich in ihrer Form der Darstellung des eigenen Lebensweges offenbar in der Zeit durch, in der sozialstrukturell mehr Freiheitsräume möglich sind und die Personen ihren je eigenen Weg darstellen wollen. Andererseits seien auch so genannte „Biographiegeneratoren" (ebd., S. 100), wie Hahn sie nennt, vonnöten, also allgemein gesprochen soziale Institutionen, die „eine solche Rückbesinnung auf das eigene Dasein gestatten" (ebd.). Hahn zählt dazu die Beichte, das Tagebuch, Memoiren und in späteren Zeiten die Psychoanalyse sowie medizinische Anamnesen und gerichtliche Untersuchungen.

Diese Institutionen können aber darüber hinaus auch weitere Funktionen für eine biographische Selbstbefassung haben, etwa, wenn spezifisch religiöse Institutionen „das Individuum zur Erforschung seines Gewissens zwingen, nicht, weil die Zahl der Möglichkeiten seines Handelns unendlich groß wäre, sondern weil alle seine Handlungen vor dem Horizont von Schuld und Unschuld berechnet werden" (ebd., S. 115). Nach Hahn bestehe die Tendenz, die religiöse Selbsterforschung dann zu intensivieren, „wenn die Vervielfältigung äußerer Handlungsmöglichkeiten einen gesteigerten sozialen Kontrollbedarf und eine verstärkte Steuerung der Individuen über Innenlenkung nahelegt" (ebd.). Die Intensivierung von Selbsterforschungen setzt also einerseits Freiheitsräume voraus, korreliert aber auch mit innengelenkter Kontrolle (vgl. von Felden 2020b).

Autobiographische Zeugnisse können also als Reaktionen auf bestimmte gesellschaftlich- historische Umstände angesehen werden und sind insofern Ausdruck von Subjektivierungen im Sinne Foucaults (vgl. Foucault 2004a und b). Formate der Selbstbefassung nehmen in der Folgezeit seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert zu. Im Zuge der Aufklärung erwacht grundsätzlich das Interesse

am Individuum, das sein Leben zunehmend mündig, unabhängig und selbstverantwortlich leben soll, so die Devise der Aufklärung (vgl. Kant 1784). Es entwickeln sich Formen individueller autobiographischer Schriften, in denen sich der beginnende Prozess der Selbstvergewisserung bürgerlicher Individuen zeigt (vgl. Wuthenow 1974). Erste Ansätze einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit Biographien im deutschen Sprachraum werden häufig mit dem von Carl Philipp Moritz herausgegebenen „Magazin für Erfahrungsseelenkunde“ (1783–1793) verbunden, das unter dem Titel „Gnothi sauton“ (= Erkenne Dich selbst) in zehn Bänden veröffentlicht wurde (vgl. Moritz 1783–1793/1994). Das Magazin macht die Selbsterforschung zum Prinzip und kann als die erste Sammlung von Beschreibungen psychologischer Entwicklungen gelten.

Im weiteren historischen Verlauf lässt sich als Datum für ein Erstarken der Biographie*forschung* das frühe 20. Jahrhundert ansehen. William I. Thomas und Florian Znaniecki legen 1918 bis 1920 die Studie „The Polish Peasant in Europe and America“ vor, die sich mit der damals erstaunlich erscheinenden Tatsache befasst, wie aus fromm-katholischen Dorfbewohnern Polens in Chicago nach einer Phase der Desorganisation weitgehend angepasste Bewohner der Industriestadt werden (vgl. Thomas und Znaniecki 1958). In ihrer Forschung ziehen sie neben allgemeinen Dokumenten der sozialen Situationen auch Briefe und Lebensgeschichten, also individuelle autobiographische Zeugnisse heran, um an unterschiedlichem Datenmaterial die gesellschaftlichen Integrationsmöglichkeiten und Entwicklungen nachvollziehbar zu machen und um die Wirkung auf einzelne und deren unterschiedliche Reaktionen einschätzen zu können. Diese Überlegungen sind später als so genanntes Thomas-Theorem formuliert worden, das besagt: „Wenn Menschen eine Situation als real definieren, dann hat sie reale Konsequenzen“. Beeinflusst von dieser Studie entsteht in den 1930er Jahren in Chicago die so genannte „Chicago-School of Sociology“, die ebenfalls anhand von autobiographischen Zeugnissen die Lebensverhältnisse von Immigranten und Immigrantinnen sowie von Folgeproblemen der Migration anhand der Themen „Probleme in Ballungsräumen“, „Prostitution“, „Suizid“, „Kriminalität“ und „familiäre Desorganisation“ untersucht (vgl., Shaw 1966, Bennett 1981, Plummer 1983).

Peter Alheit und Bettina Dausien weisen zudem darauf hin, dass sich im frühen 20. Jahrhundert in Deutschland „eine erstaunliche publizistische Aufmerksamkeit für ‚Arbeiterbiographien‘“ (Alheit und Dausien 2009, S. 294) entwickelt, die allerdings eher aus „sozialromantischen Ambitionen der Bourgeoisie als aus politischer Solidarität“ (ebd., S. 295) resultiert und in der deutschen Soziologie auf wenig Resonanz trifft. Dennoch lässt sich auch daran das Interesse an Lebenserfahrungen des Proletariats ableiten, das mit jeder Lebensgeschichte ein

„individuelles Gesicht“ (ebd.) bekommt. Das Interesse der Forschung an individuellen Zeugnissen und Lebenserfahrungen ist gespeist von der Motivation an einer differenzierten Erkenntnis von menschlichen und gesellschaftlichen Lebensformen, sodass neben objektiven Zeugnissen und Zusammenhängen auch subjektive Perspektiven herangezogen werden.

Diese Veröffentlichungen und andere Studien beeinflussen im Verlauf des 20. Jahrhunderts weitere Forschungen, etwa die phänomenologisch orientierte Soziologie nach Alfred Schütz (2004), die Entwicklung des Symbolischen Interaktionismus durch den Sozialphilosophen George Herbert Mead (1934), die Ethnomethodologie und die Grounded Theory, insbesondere nach Anselm Strauss (Strauss und Corbin 1996). Diese Forschungen führen zu methodologischen Annahmen, die den Gedanken der „gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ (Berger und Luckmann 1980) als wissenssoziologisches Programm ausformulieren. Diese Ansätze gehen von der Annahme aus, dass die soziale Wirklichkeit nicht außerhalb des Handelns der Gesellschaftsmitglieder existiert, sondern jeweils im Rahmen kommunikativer Interaktionen innerhalb der Lebenswelt hergestellt wird. Die Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1973) hat in den 1970er Jahren die Unterscheidung zwischen dem Interpretativen und dem Normativen Paradigma ausgearbeitet (vgl. ebd., S. 54–79). Danach geht das Interpretative Paradigma von der Prämisse aus, dass Wirklichkeit als eine zu interpretierende verstanden und in den Interaktionen und Interpretationen der Akteure konstituiert wird. Das Normative Paradigma hingegen setzt die Erforschung einer unabhängigen objektiven Wirklichkeit voraus. Der Ansatz des Interpretativen Paradigmas führt in der Forschung dazu, an der Lebenswelt der Betroffenen anzusetzen und deren Konstruktionen und Sinnbildungszusammenhänge zur Grundlage der Rekonstruktionen und Interpretationen der Forschenden zu machen. Dieser Forschungsansatz ist grundlegend für die Biographieforschung. In Deutschland lässt sich eine Wiederentdeckung biographischer Forschungen in den 1970er Jahren feststellen, die auch mit einer grundlegenden Kritik an vorherrschenden Positionen in Wissenschaft und Gesellschaft und mit gesellschaftlich-kulturellen Veränderungen durch die 1968er Bewegung zusammenhängt.

> „In der marxistisch orientierten Industriesoziologie, in der kritischen Geschichtsschreibung, die sich als ‚Geschichte von unten‘ begreift, in der neu entstehenden Literatur und Forschung zur Situation von ‚Migranten‘ bzw. ‚Gastarbeitern‘, wie es zunächst heißt, oder in der Frauenforschung – überall, wo es um parteiliche Forschung geht, die sich an die Seite der ‚kleinen Leute‘ stellen und die unterdrückten und ignorierten Perspektiven gegenüber hegemonialen Deutungssystemen stark machen will, gewinnen biographische Dokumente und Methoden an Bedeutung. Sie gelten z.B. in der Frauenbewegung und –forschung als eine Möglichkeit, die im patriarchalen System

> übergangenen, verschwiegenen und unterdrückten Erfahrungen von Frauen ‚sichtbar' zu machen, Frauen aus dem ‚Dunkel der Geschichte' zu holen, ihnen eine ‚Stimme zu verleihen'" (Alheit und Dausien 2009, S. 296).

Die Befassung mit Biographien und auch die Biographieforschung hängen einmal mehr mit Umwälzungen der gesellschaftlich-historischen Situation zusammen, durch die bisher nicht gesehene gesellschaftliche Gruppen ebenfalls ins Rampenlicht gestellt werden. Die Lebensgeschichten einzelner verleihen den Personen Lebendigkeit und Einzigartigkeit. Die Frage des individuellen Gewordenseins auch jenseits üblicher gesellschaftlicher Wege stößt auf Interesse. Diese Entwicklung ist Ausdruck eines weiteren Individualisierungsschubs, den Ulrich Beck 1986 identifiziert. Mit Individualisierung bezeichnet Ulrich Beck (1986) als Ausdruck der Zweiten Moderne einen neuen „Modus der Vergesellschaftung" (Beck 1986, S. 205) und verbindet damit Freisetzungs-, Entzauberungs- und Kontroll- und Reintegrationsdimensionen. Unter Freisetzung versteht er die „*Herauslösung* aus historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen im Sinne traditionaler Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge" (ebd., S. 206, Hervorhebung im Original). Entzauberung bedeutet für ihn den „*Verlust von traditionalen Sicherheiten* im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitende Normen" (ebd., Hervorhebung im Original). Mit der Kontroll- und Reintegrationsdimension meint er *„eine neue Art der sozialen Einbindung"* (ebd., Hervorhebung im Original). Das Individuum ist also in einer historisch neuen Form mit Freiheitsmöglichkeiten und neuen Standardisierungen konfrontiert und gehalten, seine Biographie kontinuierlich selbst neu her- und darzustellen. Die Notwendigkeit, sich mit sich selbst zu befassen, ist in eine gesellschaftlich neue Phase eingetreten.

2.1.2 Zur Entwicklung der Identitätsforschung

Mit der Entwicklung von Individualität in der Moderne ist einerseits die Idee einer Identität von Individuen entstanden, also die Idee, mit sich selbst identisch und unverwechselbar zu sein. Andererseits hat die Ausdifferenzierung der modernen Gesellschaft in funktionale Teilbereiche dazu geführt, dass Individuen sich in unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilbereichen unterschiedliche Identitäten zugelegt haben. Alois Hahn spricht von „partizipativen Identitäten" (Hahn 2000, S. 13) und meint damit, dass sich beispielsweise eine Frau gleichzeitig als Deutsche, als Ärztin, als Mutter, als Protestantin, als Nachbarin usw. verstehen kann. Mit diesen Bezeichnungen sind sowohl eine Zugehörigkeit zu einer Gruppe als auch ein Ausschluss anderer von dieser Gruppe unterstellt. Die Identitäten werden

in unterschiedlichen Kommunikationsbereichen thematisiert, die sich manchmal überlappen, aber häufig auch nebeneinander existieren. Inklusion und Exklusion weisen aber auch darauf hin, dass Identität durch Fremdheit konstituiert wird, weil jede Selbstbeschreibung in Abgrenzung zu etwas Anderem geschieht. Dabei muss betont werden, dass Fremdheit keine Eigenschaft und auch kein objektives Verhältnis zweier Personen oder Gruppen ist, sondern die Definition einer Beziehung (vgl. ebd., S. 31).

Von der partizipativen Identität, die auf bestimmte soziale Konstellationen zurückgreift, ist die biographische Identität zu unterscheiden, die durch die Beziehung des Individuums zu sich selbst und durch die im Laufe der Biographie erworbenen Eigenschaften und Erfahrungen gekennzeichnet ist (vgl. Bohn und Hahn 1999, S. 38). Dabei betonen Bohn und Hahn aber auch, dass ein Bezug auf sich selbst immer auch notwendig der Bezug auf andere ist und der Selbstbezug sich immer in der Differenz zu anderem bestimmt. Selbstreferenz ist ohne Fremdreferenz nicht möglich und umgekehrt, die Einheit der Differenz von selbstreferentieller und fremdreferentieller Identität kann als typisch für die Moderne gelten.

> „Denn auch die biographische Identität ist – wie anonym und zeitversetzt auch immer – auf Anerkennung durch andere aus; auch die partizipative Identität muß in ihrer modernen Ausprägung vom Individuum selbst ergriffen und erworben werden“ (Bohn und Hahn 1999, S. 38).

Individuelle Identität, die partizipative und biographische Identitäten in sich vereinigt, entsteht somit nie im gesellschaftsfernen Raum aus sich selbst heraus, sondern ist eine Beschreibung und von daher eine Konstruktion des Individuums in Reaktion auf gesellschaftliche Zuschreibungen. Sich selbst Identität(en) zuzuschreiben, ist eine fortwährende Arbeit und muss aufgrund ständiger Veränderungen von sich selbst, der Umwelt und der Gesellschaft immer wieder neu geleistet werden.

In den ausgehenden 1960er Jahren setzt eine intensive Forschung über Identität ein (vgl., Goffman 1963, 1971, Habermas 1968, Krappmann 1969, Erikson 1974) bzw. es werden Schriften aktiviert, die bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden sind (vgl. Mead 1934). In dieser Zeit werden Grundlagenwerke der Identitätsforschung veröffentlicht, die die Diskussion über Identität in den folgenden Jahren maßgeblich prägen (vgl. Habermas 1976, Nunner-Winkler 1983, Kraus 1996, Keupp und Höfer 1997, Straub und Renn 2002, Keupp et al. 1999, Keupp 2020). Identität wird in vielfältigen Formen verortet, vor allem

als Entwicklung, die sich durch Interaktion mittels Sprache im gesellschaftlichen Kontext vollzieht. Da Fragen der Identität nicht allein mit den Individuen zu tun haben, sondern mit gesellschaftlichen Entwicklungen sowie kulturellen und sozialen Lebenslagen, lassen sich Identitätsfragen nach Zirfas auch als Symptome für kulturelle Umbruchsituationen verstehen (vgl. Zirfas 2010, S. 10). Um einen intensiveren Blick in die Diskussionen um Identität zu werfen, sollen im Folgenden ausgewählte Identitätstheorien ausführlicher vorgestellt werden.

Der Ansatz von George Herbert Mead (1934) kann als einer der ersten und einflussreichsten Ansätze gelten, der die Sozialität von Identität hervorhebt. In den 1960er Jahren wurde er stark rezipiert und fand Eingang in die meisten Identitätstheorien der damaligen Zeit. Im Rahmen der Wissenssoziologie behandelt der Symbolische Interaktionismus nach Mead auch das Thema Identität, von ihm mit „Self" bezeichnet. Nach Mead entwickeln Menschen ihre Persönlichkeit und damit auch ihre Identität durch gesellschaftliche Interaktionen auf der Ebene von Sprache und erkennen sich als jemand durch Anerkennungen von anderen (vgl. Mead 1934). Durch die teilweise Übernahme der Rollen der anderen erfolgt eine Verschränkung der Perspektiven. Kinder praktizieren z. B. im Rollenspiel die Übernahme der Rollen anderer, von Mead „play" genannt. Im „game", einer komplexeren Spielsituation mit mehreren Handelnden, lernen sie, soziale Regeln zu befolgen. Die Kommunikation erfolgt mit anderen, aber auch mit sich selbst, weil die Reaktion von anderen Einfluss auf das eigene Denken und Handeln hat. Das ist für Mead der Ursprung des Selbstbewusstseins („self-consciousness") und damit die Voraussetzung von Identität. Damit entsteht Identität im jeweiligen Individuum innerhalb des gesellschaftlichen Erfahrungs- und Tätigkeitsprozesses als Ergebnis seiner Beziehungen zu anderen Individuen (vgl. Abels 2017, S. 203–218). Mead betont das soziale Feld, in dem Identität sich entwickelt und unterscheidet zwei Formen des Ich, das „I" (Ich) und das „me" (Mich). Das „I" verkörpert Handlungsimpulse, in ihm kommen sinnliche und körperliche Bedürfnisse spontan zum Ausdruck. Das „me" dagegen reflektiert die sozialen Bilder, die andere mit der Person verbinden, es spiegelt die Identifikation des Individuums durch andere wider. Im Laufe der Zeit nimmt man vielfältige Bilder von anderen auf sich selbst wahr und entwickelt aus der Differenz von „I" und „me" in einem Prozess reflektierten Bewusstseins daraus das „Self" bzw. die eigene Identität. Nach Benjamin Jörissen (2010), der Meads Ausführungen im Rahmen einer Handlungstheorie verortet, lässt sich bei Mead ein Phasenmodell der Handlung betrachten, das „I" (Ich) und „me" (Mich) eine jeweilige Funktion zuweist:

> „1) Eine Disposition, etwas Bestimmtes zu tun (z.B. das Spiel als Rahmung); 2) ein Handlungsimpuls; 3) das Bewusstwerden des Impulses und 4) gegebenenfalls der

> Handlungsvollzug. […] Die zweite und dritte Phase des vierphasigen Handlungsmodells interessieren Mead im Hinblick auf das Selbstverhältnis besonders: Die aktive Phase des sozialen Handelns entspricht dem *I*, die reflexive dritte Phase (das Bewusstwerden) dem *me*. Das handelnde ‚Ich' erfährt sich immer nur in der nachfolgenden Reflexion; es wird sich immer nur als ‚Mich' gewahr" (Jörissen 2010, S. 98 f., Hervorhebungen im Original).

Indem das „I" als handelnde Instanz das „me" als reflektierende Instanz hervorruft und auf es reagiert und danach eine neue Aktion für das „I" auslöst, konstituiert sich Identität im sozialen Prozess. Sprache ist das verbindende Element, das im Rahmen von Sozialität durch Kommunikation Verständigung ermöglicht und so Identitätsprozesse von Individuen durch Reaktionen von anderen auf das Individuum anstößt. Das Konzept des Symbolischen Interaktionismus und auch die Identitätsvorstellungen von Mead wurden in den 1960er und 1970er Jahren für das Verständnis von Subjektivität vielfach rezipiert.

Jürgen Habermas veröffentlicht 1968 „Stichworte zu einer Theorie der Sozialisation" (1968), kritisiert darin vor allem die normative Rollentheorie Talcott Parsons, aber bereitet damit auch eine Theorie des Subjekts vor, die auf die Identitätsdiskussion der folgenden Jahre maßgeblichen Einfluss hat. Habermas befasst sich mit der Frage, wie sich das Individuum in und gegenüber gesellschaftlichen Verhältnissen behaupten könne und formuliert Grundqualifikationen des Handelns, kognitive und moralische Fähigkeiten zur Ausbildung einer Ich-Identität sowie Interaktionskompetenzen. In seiner Kritik an Parsons setzt er dessen Rollentheorie die Grundqualifikationen der Frustrationstoleranz, der kontrollierten Selbstdarstellung und der Rollendistanz entgegen, die er in Anlehnung an Goffman formuliert und als Grundqualifikationen des Rollenhandelns für einen soziologischen Begriff von Ich-Identität ansieht. Im Sinne des Symbolischen Interaktionismus legt Habermas diesen Begriff als Handlungsbegriff an. Gelingende Sozialisation soll bestimmte Kompetenzen der Ich-Identität ausbilden.

> „Ich-Identität besteht in einer Kompetenz, die sich in sozialen Interaktionen bildet. Die Identität wird durch Vergesellschaftung erzeugt, d.h. dadurch, dass sich der Heranwachsende über die Aneignung symbolischer Allgemeinheiten in ein bestimmtes soziales System erst einmal integriert, während sie später durch Individuierung, d.h. gerade durch eine wachsende Unabhängigkeit gegenüber sozialen Systemen gesichert und entfaltet wird" (Habermas 1976, S. 68).

Weiterhin entwickelt Habermas in seinen beiden Aufsätzen „Notizen zur Entwicklung der Interaktionskompetenz“ (1974) und „Moralentwicklung und Ich-Identität“ (1976) in Anlehnung an Jean Piagets Theorie der kognitiven Entwicklung (vgl. Scharlau 2007) und an Lawrence Kohlbergs Konzept der Stufen des moralischen Bewusstseins (vgl. Kohlberg 1996) den Gedanken, dass sich das Individuum einerseits seiner selbst bewusstwerden solle und andererseits ein moralisches Bewusstsein ausbilden müsse, um in und trotz seiner Individualität mit der gesellschaftlichen Welt zu interagieren und sie als kulturellen Rahmen in sich zu tragen (vgl. Abels 2017, S. 346–350). Rainer Döbert, Jürgen Habermas und Gertrud Nunner-Winkler (1980) fassen Identität wie folgt:

> „‚Identität‘ nennen wir die symbolische Struktur, die es einem Persönlichkeitssystem erlaubt, im Wechsel biographischer Zustände und über die verschiedenen Positionen im sozialen Raum hinweg Kontinuität und Konsistenz zu sichern. Ihre Identität behauptet eine Person gleichzeitig für sich und gegenüber anderen; die Selbstidentifikation, das Sich-Unterscheiden-von-Anderen muss von diesen anderen auch anerkannt werden“ (Döbert et al. 1980, S. 9 f.).

Neben Konzeptionen zur Identität aus gesellschaftstheoretischen Perspektiven sind auch psychologische Ansätze an der Diskussion über Identität beteiligt. Vor allem der Psychoanalytiker Erik H. Erikson (1959, 1974) gilt als wichtiger Vertreter für die psychologische Seite der Identität. Seine Theorie ist in die Auffassung von lebenslanger Entwicklung eingebettet, die er auf Freuds Theorie der psychosexuellen Entwicklung aufbaut und als Abfolge psychosozialer Entwicklungsstufen konzipiert. Er wird in der Soziologie rezipiert, weil er gegenüber der Psychoanalyse zum einen den Blick auf die sozialen Bedingungen der Entwicklung von Identität öffnet, zum anderen von einer lebenslangen Entwicklung der Persönlichkeit ausgeht und zum dritten Identität nicht als Ergebnis betrachtet, sondern als fortlaufende Wandlung durch die sozialen Beziehungen zu anderen und in der Erinnerung an die eigene Vergangenheit und im Hinblick auf die Zukunft. Identität ist für Erikson das Bewusstsein des Individuums von sich selbst und die Kompetenz der Meisterung des Lebens (vgl. Abels 2017, S. 219–220).

Nach Erikson ist die Entwicklung des Menschen eine Abfolge von acht phasenspezifischen Krisen oder Kernkonflikten, die aus der Differenz zwischen innerer Entwicklung des Menschen und phasenspezifischen Anforderungen der sozialen Umwelt resultieren. Für die Kindheit bestimmt er vier Phasen: 1. Ich bin, was man mir gibt, 2. Ich bin, was ich will, 3. Ich bin, was ich mir vorstellen kann, 4. Ich bin, was ich lerne. Die Jugendphase als 5. Phase bezeichnet er mit Wer bin ich, wer bin ich nicht? Als die drei Phasen des Erwachsenenalters nennt er: 6. Ich bin, was ich einem anderen gebe und was ich in ihm finde, 7. Ich

bin, was ich mit einem Anderen zusammen aufbaue, 8. Ich akzeptiere, was ich geworden bin. Mit der Bewältigung der Krisen entstehe eine bestimmte Grundhaltung, das Gefühl einer „Grundstärke oder Ich-Qualität", die für Erikson mit einer Qualität psychosozialer Gesundheit verbunden ist. In jeder Phase kommt es zu einem spezifischen Gefühl für das eigene Ich in einer bestimmten sozialen Realität. „Persönliche Identität" ist für Erikson die Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit, „Ich-Identität" ist die Methode des Individuums, Gleichheit und Kontinuität für sich und für die Anderen zu gewährleisten. Eine gelungene Ich-Identität besteht für Erikson in der kritischen Vergewisserung der eigenen Biographie und ihrer „weisen" Annahme (vgl. Abels 2017, S. 223 ff.).

Diese Theorie vertritt bestimmte Grundannahmen von eindeutig zu bezeichnenden, linear verlaufenden Phasen und von der Möglichkeit einer gelungenen Ich-Identität, die ihre Normen der damaligen Zeit entnimmt. Diese Grundannahmen können so heute nicht mehr gelten. Lothar Krappmann bezeichnet sie als „wahrhaft nostalgisch" (Krappmann 1997, S. 66). Er kritisiert an Eriksons Auffassung von Ich-Identität, dass die Bemühungen um Gleichheit und Kontinuität angesichts der modernen gesellschaftlichen Veränderungen aussichtslos seien und sie eine derartige Ich-Identität nicht mehr zulassen. Stattdessen setzt Krappmann auf eine notwendige Balance zwischen Individuum und Gesellschaft. Im Rückgriff auf Goffman (1963) beschreibt Krappmann bereits 1969, dass es keinen sicheren gesellschaftlichen Rahmen mehr für Entscheidungen der Individuen gebe und dass Bezugsgruppen diffus und widersprüchlich geworden seien (Krappmann 1969). Die – wie er sie nennt – „balancierende Identität" wird bestimmt durch die Art, das Verschiedenartige, Widersprüchliche und Sich-Verändernde wahrzunehmen, mit Sinn zu füllen und zu synthetisieren. Die dafür notwendige Kompetenz, eine solche balancierende Identität zu konstruieren, besteht nach Krappmann aus den Fähigkeiten der Rollendistanz nach Goffman, der Empathie und Rollenübernahme nach Mead, der Ambiguitätstoleranz und der Identitätsdarstellung. Krappmann betont damit also bereits die fortlaufend neu herzustellende Identität und setzt damit auf den Prozess der Identität und auf Aktivität und Identitätshandlung.

Auch die Forschungsgruppe um Heiner Keupp rückt die alltägliche Identitätsarbeit ins Zentrum ihrer Arbeit (vgl. Keupp 1997). Da die Gesellschaftsanalysen der Zweiten Moderne bzw. der Reflexiven Moderne die Individuen „mit der wachsenden Notwendigkeit konfrontiert, für die eigene Lebensorganisation bedürfnisgerechte Muster selbstständig zu entwickeln", weil „Vorstellungen von Lebenssicherheit, von eindeutiger und fester sozialer Verortung, von innerfamiliärer Arbeitsteilung oder von der identitätsstiftenden Identität der Erwerbsarbeit […] in Zweifel gezogen [werden]" (Keupp 2020, S. 52), kommt der individuellen

Identitätsarbeit verstärkte Bedeutung zu. Er geht von einer universellen Notwendigkeit zur individuellen Identitätskonstruktion aus, die auf das menschliche Grundbedürfnis nach Anerkennung, Zugehörigkeit und Selbstverortung verweise.

> „Identität im psychologischen Sinne ist die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit für eine lebensgeschichtliche und situationsübergreifende Gleichheit in der Wahrnehmung der eigenen Person und für eine innere Einheitlichkeit trotz äußerer Wandlungen“ (Keupp 2020, S. 44).

Ausgehend von Erikson sieht er Identität als Konstrukt, mit dem das subjektive Vertrauen in die eigene Kompetenz zur Wahrung von Kontinuität und Kohärenz formuliert wird. Allerdings könne angesichts der gesellschaftlichen Veränderungen Identität nicht mehr als Entstehung eines inneren Kerns thematisiert werden, sondern als ein Prozessgeschehen beständiger „alltäglicher Identitätsarbeit“ (ebd., S. 46), als permanente Passungsarbeit zwischen inneren und äußeren Welten.

> „Identität ist ein Projekt, das zum Ziel hat, ein individuell gewünschtes oder notwendiges ‚Gefühl von Identität‘ (*sense of identity*) zu erzeugen. Basale Voraussetzung für dieses Gefühl sind soziale Anerkennung und Zugehörigkeit. Auf dem Hintergrund von Pluralisierungs-, Individualisierungs- und Entstandardisierungsprozessen ist das Inventar übernehmbarer Identitätsmuster ausgezehrt. Alltägliche Identitätsarbeit hat die Aufgabe, die Passungen (das *matching*) und die Verknüpfungen unterschiedlicher Teilidentitäten vorzunehmen“ (Keupp 1997, S. 34, Hervorhebungen im Original).

Keupp setzt auf die „Fähigkeit zur Selbstorganisation, zum ‚Selbsttätigwerden‘ oder zur ‚Selbsteinbettung‘“ (Keupp 2020, S. 57). Als Ressourcen für die Identitätsarbeit nennt er die folgenden: das Urvertrauen zum Leben, die Erfahrung der Dialektik von Bezogenheit und Autonomie, einen Vorrat an Lebenskohärenz im Sinne Antonovskys (1997), soziale und materielle Ressourcen, die Fähigkeit zum Aushandeln und zivilgesellschaftliche Kompetenz (ebd., S. 59 f.). Obwohl Keupp selbst in seinem Beitrag von 2020 die gesellschaftliche Entwicklung des Neoliberalismus, der Privatisierung z. B. der Sozialpolitik und der Responsibilisierung der Individuen in einer kritischen Perspektive anführt (vgl. Keupp 2020, S. 56 f., wirkt sich diese Gesellschaftsanalyse nicht auf sein Bild vom Individuum aus, dem er nach wie vor ein Handeln unterstellt, das er „selbstbestimmt und selbstwirksam“ (ebd., S. 59) nennt. Insofern sieht er sich zwar genötigt, neuere gesellschaftliche Perspektiven einzubeziehen, in Hinsicht auf seinen Ansatz zur Identitätsforschung aber ist er seinem Konzept der 1990er Jahre verbunden.

Insgesamt hat sich das Verständnis von Identität im Verlauf der Moderne von der Ersten zur Zweiten Moderne stark gewandelt. Da Identitätskonstruktionen

ohne gesellschaftliche Zuschreibungen, Interaktionen und Anerkennungsverhältnisse nicht denkbar sind, kann ein Diskurs nachgezeichnet werden, der mit den gesellschaftlichen Transformationen zunehmend polyvalente Identitätsvorstellungen von partizipativer, balancierender und immerwährend neu herzustellender Identität beinhaltet. Mit der Auffassung, dem subjektiven Bedürfnis von Individuen entspreche die Herstellung eines Gefühls von Identität, das Kohärenz und Konsistenz vermittele, bekommt die Identitätsarbeit eine wichtige Bedeutung, mit der Individuen sich fortwährend selbst rekonstruieren.

2.1.3 Zur gesellschaftlichen Verortung von Identitäts- und Biographieforschung

Sowohl die Identitäts- als auch die Biographieforschung sind Forschungsrichtungen, die im Zuge der Entwicklung von Individualität entstanden sind und sich explizit mit dem Individuellen befassen. Das hat ihnen wiederholt den Vorwurf eingetragen, sie würden die Individualität in den Mittelpunkt ihres Interesses stellen und die gesellschaftliche Eingebundenheit zu sehr vernachlässigen. So hat insbesondere die Biographieforschung seit einiger Zeit mit dem Vorurteil zu kämpfen, sie würde eine unhistorische Auffassung von einem anthropologisch immer gleichen, autonomen und aktiven Individuum im Sinne des Descartes'schen „Cogito ergo sum" ihren Untersuchungen zugrunde legen. Die Kritiker*innen vermissen in den Forschungen einen historisch verorteten Subjekt- und Individuumsbegriff (vgl. Bender 2010). Nun ist grundsätzlich festzuhalten, dass Biographie auf das Individuelle fokussiert, das aber als Ausdruck historisch-gesellschaftlicher Verhältnisse oder als Modus der Vergesellschaftung verstanden werden muss. Entsprechend beinhaltet der Begriff Biographie analytisch sowohl das Individuelle als auch das Gesellschaftliche.

> „Dabei existiert das *Biographische* keineswegs unabhängig von gesellschaftlichen und kulturellen Regeln, von Habitus, sozialem und kulturellem Milieu. Kulturell geprägte Vorstellungen von Entwicklung, Ganzheit und Chronologie motivieren biographische Erzählungen *und* sie sind am Aufbau personaler Identität beteiligt, an der Konstruktion jenes Rahmens, in dem die ‚eigene' Biographie ihre lebenspraktische Bedeutung gewinnt. Zwischen dem Druck der sozialen Wirklichkeit, zu dem die Einengung durch präformierende Diskurse gehört, und der performativen Herstellung von Identität im Sprechen, Handeln, Schreiben, im gestischen, stimmlichen, physiognomischen Ausdruck, entsteht ein Spielraum des Biographischen, der größer und kleiner sein kann. Im Rollenspiel der Künste und der Künstler ist er größer, im Alltag zumeist kleiner. *Doing biography* kann ganz Verschiedenes bedeuten, je nachdem wie groß die sozialen Spielräume sind" (Fetz 2009, S. 11, Hervorhebungen im Original).

Die Biographieforschung setzt in ihren Erhebungsmethoden zwar vorwiegend bei den persönlichen Erzählungen und subjektiven Wahrnehmungen der Individuen an, bleibt aber in den meisten Studien dort nicht stehen, weil sie sich methodologisch maßgeblich in Ansätzen der Wissenssoziologie verortet, die die gesellschaftliche Alltagswelt als Ort von Sinnstiftung betrachtet. Alfred Schütz hat im Rahmen einer phänomenologisch orientierten Soziologie ein Konzept der alltäglichen Lebenswelt entwickelt, in der die handelnden Subjekte ihren Erfahrungen Sinn zuschreiben und alltagstaugliche Interpretationen, Deutungsschemata, Handlungslogiken und Rechtfertigungsstrategien entwickeln. Diese Interpretationen gehen in den Alltagswissensbestand von Individuen ein. Da der alltägliche Sinnbereich alle Teilbereiche und Systeme einer Gesellschaft durchzieht, sei er konstitutiv für die gesellschaftliche Realität und jedes gesellschaftlich relevante Wissen (vgl. Schütz 2004). Die Wissenssoziologie befasst sich also überwiegend mit mikrosoziologischen Fragestellungen und der Rekonstruktion individualisierter Wissensbestände und analysiert über diesen Zugang gesellschaftliche Wirklichkeit. In dem Sinne analysiert die Biographieforschung das Denken und Handeln der Menschen ausgehend von ihren eigenen Deutungen und setzt im Wesentlichen bei der Erzählung selbst erlebter Erfahrungen an, in die Vergesellschaftungsprozesse eingehen. Damit versucht sie, den Zusammenhang von individuellen und gesellschaftlichen Bedingungen herauszuarbeiten und in Biographien die subjektive Aneignung der Gesellschaft und die gesellschaftliche Konstitution von Subjektivität als dialektischen Prozess zu analysieren (vgl. Fischer-Rosenthal 1991).

Peter Alheit führt in seinem Aufsatz „Biographizität und Struktur“ (1992) ausführlich aus, welche Sozialisationseinflüsse und -instanzen eine Biographie nachhaltig prägen: Traditionen, gesellschaftliche Normen, das Geschlecht, das Herkunftsmilieu, der Habitus, die Generation, der Familienzyklus, der Freundeskreis, die Schul- und Ausbildungsinstanzen, öffentliche Diskurse usw. (vgl. Alheit 1992, S. 25 ff.). Diese historisch-gesellschaftlichen Einflüsse nehmen teilweise unbemerkt, teilweise sehr offensichtlich Besitz von den Menschen, die dennoch daran festhalten, ihr Leben selbst und unabhängig gestalten zu können. Im Alltags-Wissen also gehen die Menschen von sich als autonome Individuen aus, die unabhängig Entscheidungen treffen und Handlungen umsetzen können. Im wissenschaftlichen Wissen hingegen werden gesellschaftliche Einflüsse und Abhängigkeiten festgestellt. Peter Alheit erklärt den Sachverhalt wie folgt:

> „Wichtig ist nun der Befund, daß unser Grundgefühl, relativ selbstständig über unsere Biographie verfügen zu können, offenbar nicht notwendig mit der Tatsache in Konflikt